

Kino

Seifenoper und Satire

Eine Nostalgie-Welle schwemmt Roman-Verfilmungen von Jane Austen ins Kino – mit „Sinn und Sinnlichkeit“ eröffnete die Berlinale.

Der wenig originelle, daher weitverbreitete Gedanke, daß früher alles besser war, meint vor allem eines: daß früher alles ordentlicher war. Die guten alten Zeiten sind diejenigen, in denen das gesellschaftliche Leben verbindlich geregelt war und jeder wußte, woran er sich zu halten hatte. Die Nostalgie ist eine Sehnsucht nach Ordnung.

Diese Sehnsucht hat nun eine seltsame Bilderschwemme hervorgebracht: bislang fünf äußerst adrette Verfilmungen von Romanen der britischen Klassikerin Jane Austen (1775 bis 1817) innerhalb eines einzigen Jahres. Die BBC hat „Persuasion“ („Überredungskunst“) so elegant in Szene gesetzt, daß der Fernsehfilm auch in den angelsächsischen Kinos erfolgreich lief, und ein zweites BBC-Werk, „Pride and Prejudice“ („Stolz und Vorurteil“), wurde unlängst als TV-Sechsteiler gar zum Straßenfeger in Großbritannien und den USA.

Eine amerikanische Adaption von Austens Spätwerk „Emma“ wird im Herbst in die Kinos kommen, und auch die Teenager-Farce „Clueless“ von Amy



FOTOS: CINETEXT

Lee-Film „Sinn und Sinnlichkeit“* Kreuzfahrt in die Vergangenheit

Heckerling nimmt für sich in Anspruch, eine modern aufgeputzte Beverly-Hills-Fassung des „Emma“-Stoffs zu sein.

Die alte Jungfer Jane sei „heißer“ als Jung-Filmemacher Quentin Tarantino, spottete der britische Schriftsteller Martin Amis im *New Yorker*. Und das US-Nachrichtenmagazin *Newsweek* machte, nur halb im Scherz, den brillanten Vorschlag, Jane Austen einen Ehren-Oscar für ihr Lebenswerk ins Grab nachzureichen.

Als eleganteste und aufwendigste der Austen-Adaptionen empfiehlt sich derzeit „Sense and Sensibility“ („Sinn und Sinnlichkeit“). Ein Dutzend diverse Ki-

nopreise hat das in vergangener Empire-Herrlichkeit schwelgende Leinwandwerk bereits eingeheimst, dazu mehrere Oscar-Nominierungen.

Kein Wunder daher, daß „Sinn und Sinnlichkeit“ nun auch der 46. Berlinale als Auftaktfilm den Glanz geschmackvoller Hochkultur verleihen durfte. Der Berlinale-Chef Moritz de Hadeln trommelte gar schon – „ein starker Film“ –, um der dekorativen Romanze einen guten Ausgangsplatz im Kampf um den Goldenen Bären zu verschaffen.

Wie immer bei Jane Austen geht es auch in „Sinn und Sinnlichkeit“ darum, daß attraktive junge Frauen einen halbwegs passablen Gatten ergattern. Kein leichtes Unterfangen, denn in der hierarchischen Gesellschaft des Regency-England sind, neben einer solchen Pettitesse wie der Liebe, diverse Faktoren bei der Suche nach einer guten Partie zu beachten: der soziale Stand des Auserwählten und seine Charakterfestigkeit, vor allem aber sein Geld.

Die Erbschaftsaussichten, die jährliche Apanage und der Immobilienbesitz einzelner Anwärter werden bei Austen immer wieder bis aufs Pfund Sterling genau aufgezählt: Die Ehe ist ein präzise kalkulierte Tauschgeschäft – Tugend, Charme und jugendlich frische Porzellanhaut der Damen gegen die wirtschaftliche Sicherheit, die ihnen die Herren zu bieten haben. Austen selbst zog es vor, ledig zu bleiben.

In „Sinn und Sinnlichkeit“ (deutscher Kinostart am 7. März) verlieben sich die beiden verarmten Schwestern Elinor (Emma Thompson) und Marianne (Kate Winslet) in zwei junge Herren, die ihnen erst alle Anzeichen von Verehrung zukommen lassen, sich dann aber mit unerklärlicher Hast ins ferne London verabschieden.

Elinor trägt dies mit der ihr eigenen Selbstbeherrschung und Schicksalsergebenheit; sie ist die Symbolfigur des „Sense“, der klaren Vernunft: ein Part, in dem sich Emma Thompsons unvergleichlich gouvornantenhafte Ausstrahlung einmal voll entfalten kann. Die impulsive, schwärmerische Marianne dagegen, Symbolfigur der „Sensibility“, der Empfindsamkeit, bricht zusammen und holt sich, entkräftet vor Enttäuschung, fast den Tod.

Nach etlichen Picknicks, Landpartien, Bällen und anderem Zeitvertreib, mit dem der britische Mittelstand des frühen 19. Jahrhunderts vergebens der lähmenden Langeweile seines Daseins zu entfliehen suchte, darf Elinor doch noch in die Arme ihres treuerzigen Geliebten Edward (schon wieder auf der Leinwand: Hugh Grant) sinken. Marianne dagegen wird strafvermählt mit einem zuverlässigen, aber wenig tempera-



Winslet, Rickman in „Sinn und Sinnlichkeit“: Tugend, Charme und frische Haut

* Mit Emma Thompson, Hugh Grant.

mentvollen und sehr viel älteren Ver-
ehrer (Alan Rickman).

Mit der Neugier des Außenstehen-
den hat der Taiwaner Ang Lee („Das
Hochzeitsbankett“, „Eat Drink Man
Woman“) dieses urbritische Sittenbild
aus Musselin, Ringellocken und ver-
stohlen schmachsender Jungfräulichkeit
verfilmt: keine Einstellung, die nicht
auf der Leinwand prangt, als wäre sie
von Thomas Gainsborough oder John
Constable gemalt; kein Satz (Dreh-
buch: Emma Thompson), der nicht mit
heimlichem Stolz auf seinen perfekten
Schliff verwiese. „Sinn und Sinnlich-
keit“ ist eine De-Luxe-Kreuzfahrt in
die Vergangenheit, bei der nie die Re-
geln des Anstands und des guten Ge-
schmacks verletzt werden.

Warum aber wird der gegenwärtige
Nostalgiebedarf gerade mit Jane Au-
sten gedeckt? Warum nicht mit Charles
Dickens? Oder den leidenschaftlichen
Schwestern Brontë?

Austens Romane sind immer Seifen-
operen im Kapotthut und Sozialsatiren
ihrer Gesellschaft zugleich. Die Auto-
rin war alles andere als eine Courths-
Mahler ihrer Zeit. Schwätzer, eitle An-
geber und aufgeblasene Heuchler ent-
larvt sie mit unerwartet bissigen Be-
merkungen; schwächliche Charaktere
werden abgekanzelt. Austen legt offen,
was verborgen bleiben soll: das Räder-
werk einer Gesellschaft, in der Konfor-
mität die meistgeschätzte Eigenschaft
war.

Dieser scharfzüngige Abstand zu ihrer
eigenen Ära macht sie bis heute unter-
haltsam. Der gegenwärtige Boom hat
die Taschenbuchausgabe von „Sense
and Sensibility“ gar wieder auf die
Bestsellerliste der *New York Times* ka-
tapultiert – ein tragikomisches Schick-
sal für eine Autorin, die, der Schick-
lichkeit halber, all ihre Werke anonym
publizierte und weniger als 1000 Pfund
an ihnen verdiente.

Zugleich aber leben Austens Roma-
ne gerade von dem strengen Regelge-
flecht, an dem sich Heldinnen wie Ma-
rianne reiben. Nur weil allen klar ist,
was sich ziemt und was nicht, kann je-
der noch so kleine unsittliche Verstoß
zum aufregenden Thema von Klatsch,
Tratsch und eben auch Literatur wer-
den. Die Satirikerin Austen ist zugleich
Moralistin. Sie billigt den zivilisierten
Umgang ihrer Figuren miteinander,
wenn er denn aufrichtig ist. Sie propa-
giert „family values“, klare Werte, Mä-
ßigung, Herzensbildung, Manieren.

Darin liegt, mehr als in allem ande-
ren, ihr Reiz für diejenigen, die sich
nach den guten alten Zeiten sehnen.
Jane Austens Welt ist durch und durch
geordnet, nach Klasse, Charakter und
Geschlecht. Und ihre Frauen haben,
bei allem Esprit, kein anderes Ziel als
die Ehe. Wie beruhigend.

Frau mit Doppelleben

Pedro Almodóvar über Einsamkeit, Familie und sein „Blühendes Geheimnis“



R. RANDALL / PHOTO SELECTION

Pedro Almodóvar

ist seit „Frauen am Rande des Nerven-
zusammenbruchs“, „Feßle mich!“ und
„High Heels“ Spaniens erfolgreichster
Filmexporteur. In den siebziger Jahren
strampelte sich der rundliche, wuschel-
köpfige Allround-Autodidakt aus der
Provinz, Jahrgang 1951, als Rocksän-
ger, Satirenschreiber und Under-

ground-Filmer mit grellen, grotesken,
gern auch transvestitischen Späßen
zum Star der Madrider Bohème empor.
Inzwischen hat Hollywood die Remake-
Rechte für zwei seiner Filme teuer be-
zahlt, doch Almodóvar sagt: „Ich habe
dort nichts zu suchen.“ Sein neuer Film
„Mein blühendes Geheimnis“ mit Mari-
sa Paredes als Star kommt diese Woche
in die deutschen Kinos.

SPIEGEL: Herr Almodóvar, im Mittel-
punkt Ihres neuen Films steht wieder
einmal eine Frau am Rande des Nerven-
zusammenbruchs.

Almodóvar: Sie bricht wirklich zusam-
men. Als Künstlerin ist sie in eine Krise
geraten, ihr Ehemann macht abrupt
Schluß mit ihr, und als sie Selbstmord zu
begehen versucht, wird sie nur durch ei-
nen glücklichen Zufall gerettet.

SPIEGEL: All das erzählen Sie auf eine
so sensible und bewegende Weise, wie
man vergleichbare Katastrophen in Ih-
ren früheren Filmen nie empfunden hat.
Das Element des Spöttischen, Farcen-
haften wird sehr an den Rand gedrängt.
Ist Ihnen dieser Wechsel der Stimmung
oder der Tonart bewußt?

Almodóvar: Aber sehr, besonders im
Vergleich mit meinem vorigen Film
„Kika“, der bis in die Farbskala hinein

viel kälter, überdreht, aggressiver
war. Damals fühlte ich mich so. Meine
Filme sind – nicht in der Handlung, aber
in den Erfahrungen – viel autobiogra-
phischer, als man gemeinhin denkt.
„Mein blühendes Geheimnis“ handelt
vom Ende einer langen Liebe, von der
Begegnung mit der Einsamkeit, vom
Annehmen der Einsamkeit. All das tut
weh, und merkwürdigerweise denke ich
dennoch, daß es mein optimistischster
Film seit langem ist.

SPIEGEL: Ihre Heldin Leocadia, ge-
nannt Leo, führt eine Art Doppelleben:
Sie ist in der Madrider Gesellschaft die
erfolgreiche und wohlhabende Ehefrau
eines hohen Offiziers, insgeheim aber
schreibt sie unter dem Pseudonym
Amanda Gris sentimentale Kitschroma-
ne, die Bestseller sind, und sie legt
höchsten Wert darauf, daß dieses ihr
„Geheimnis“ nur ein halbes Dutzend
Mitwisser teilen. Warum ist sie so ver-
schwörerisch in dieser Sache?

Das Interview führte SPIEGEL-Redakteur Urs
Jenny.